

## II. ABSCHNITT.

### Wort und Begriff.

1. Schon wenn ich das Wort als das einfachste Element der Sprache und den Begriff als das einfachste Element des Denkens bezeichne, setze ich mich vielfachem Widerspruche aus. Zuerst ein paar Bemerkungen über den ersten Punkt. Man hat gesagt, nicht das Wort sei ein wirkliches Element, sondern erst der Satz. Das Wort sei lediglich eine Abstraction. Die lebendige Rede gehe in zusammenhängenden Sätzen vor sich.<sup>1)</sup> Man hätte auch noch schärfer vorgehen können und fragen: Wann hat jemals ein Mensch zu einem anderen: und, aber, sondern, gesagt, als nur in einem Satze? Oder auch: wenn man die Constanz als Maßstab der Einheit nehmen wollte, dann dürfte man nicht die Wörter, sondern höchstens die Laute als ursprüngliche Sprachelemente ansehen, und doch ist es sicher, dass die einzelnen Consonanten nicht früher da waren als die Silben und Wurzeln.

Allein alledem lege ich keine große Bedeutung bei. Denn erstens haben diese Worte eben, im Gegensatz zu Lauten und Silben, eine constante Bedeutung, und damit sind sie hinreichend als erste Elemente der Sprache, d. h. als primäre, bedeutungsvolle Lautzeichen, charakterisiert. Zweitens hat die moderne Linguistik den Nachweis geführt, dass jedes Wort ursprünglich selbst ein Satz, d. h. ein selbständiges Lautzeichen war<sup>2)</sup>, und dass dies im

<sup>1)</sup> Waitz, Anthropologie der Naturvölker I, pag. 271. — Jerusalem, Die Urtheilsfunction, pag. 26.

<sup>2)</sup> Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft. I, pag. 399. — Max Müller, Das Denken im Lichte der Sprachwissenschaft. Deutsch von Schneider, pag. 227. — Romanes, a. a. O. pag. 297.

Chinesischen heute eigentlich noch der Fall ist.<sup>1)</sup> Demnach wird dem wohl kein ernsthaftes Bedenken entgegenstehen, wenn man das Wort als das erste Product der Sprache bezeichnet.

2. Schwieriger scheint die Sache in Betreff der Begriffe zu liegen. Und es liegt uns jedenfalls ob, ehe wir daran gehen, zu zeigen, wie sich die Begriffe unter dem Einfluss der Worte entwickeln, zu zeigen, dass sie überhaupt erste Elemente des logischen Denkens sind. Schwieriger insofern, als diejenigen Recht haben, die Gewicht darauf legen, dass, um einen Begriff wie »Säugethier« zu bilden, schon eine ganze Menge von Beobachtungen, Vergleichen, Urtheilen und auch wohl Schlüssen nöthig sind. Allein auch diese Schwierigkeit ist längst aufgeklärt, oder wenigstens: die ausschlaggebende Unterscheidung ist längst gemacht worden.

So sagt Wundt<sup>2)</sup>: »Wenn die Begriffe die Elemente unseres logischen Denkens sind, so versteht es sich von selbst, dass wir mit ihnen den Aufbau der Logik beginnen müssen. Und doch ist es ebenso gewiss, dass die vollendeten Begriffe der Wissenschaft alle anderen logischen Functionen voraussetzen.« Er unterscheidet nämlich »logische Begriffe« im engeren Sinne und »wissenschaftliche Begriffe«, freilich um zu zeigen, dass die einen sich aus den anderen entwickeln. So wäre die allgemeine Vorstellung, die ein Laie von einem Kameel hat, ein logischer Begriff, die Gesammtheit aller Eigenschaften des Kameels, wie sie dem Zoologen gegeben ist, ein wissenschaftlicher Begriff. Und Wundt meint, von dem ersteren gehe die Untersuchung aus, bei dem letzteren ende sie; deshalb sei es kein Widerspruch, wenn die Begriffe auf der einen Seite als Elemente, auf der anderen Seite als Ergebnisse der Erkenntnis behandelt werden.<sup>3)</sup> Allein wir können von unserem Standpunkte noch weiter gehen. Denn die wissenschaftlichen Begriffe bilden überall keinen Gegenstand der Psychologie, d. h. der psychologischen Erfahrung. Solche wissenschaftliche Begriffe sind vielmehr Gesetzmäßigkeiten, nämlich Gesetzmäßigkeiten der Coexistenz von Qualitäten oder Phänomenen. Sie nehmen logisch dieselbe Stufe ein wie Naturgesetze, d. h. Gesetzmäßigkeiten der Succession von Phänomenen. Die Analogie ist hier eine vollständige. Dass wir solche Begriffe überhaupt aufstellen können, beruht auf einem all-

---

<sup>1)</sup> Romanes, *ibid.* — Waitz, a. a. O. pag. 272.

<sup>2)</sup> Wundt, *Logik I*, pag. 88.

<sup>3)</sup> Wundt, a. a. O. pag. 89.

gemeinen Gesetze der »Typicität«, welches die Constanz von Qualitätencomplexen überhaupt aussagt, ganz so wie die Aufstellung von Naturgesetzen auf dem allgemeinen Gesetze der Causalität beruht, welches die Constanz der phänomenalen Succession lehrt. Wir gelangen zu solchen Begriffen durch eine eigene Methode, nämlich durch Synthese, wie wir zu den Naturgesetzen durch die Methode der Induction vorschreiten, und verwerten diese Begriffe durch Analyse, wie jene Gesetze durch Deduction. Und deshalb gibt es eine Psychologie des wissenschaftlichen Säugethierbegriffes ebensowenig wie eine Psychologie des wissenschaftlichen Gravitationsgesetzes. Dass wir diese Gesetzmäßigkeiten durch eigene Worte — Säugethier und Gravitation — bezeichnen, kann hieran nichts ändern. Denn diese Worte bezeichnen lediglich äußere, wenn auch ideelle Dinge. Diese sind Gegenstände, nicht Elemente, oder überhaupt Bestandtheile des Denkens. Und insofern möchte ich einer realistischen Auffassung der Universalien das Wort reden. Denn wenn wir für einen Augenblick annehmen wollen, dass der Begriff des Säugethieres eine von uns unabhängige, ewige Realität wäre, wird es uns sofort klar werden, dass ein solcher realer Begriff sich jedenfalls in unserem empirischen Denken nicht finden kann, und dass — diese Realität zugestanden — die Frage nach der Natur unseres Denkens, unserer Erfassung dieser Begriffe, immer noch aufrecht bliebe. So aber steht es in der That: die gesetzmäßig coexistierenden Qualitäten sind Gegenstände der äußeren, nicht der inneren Erfahrung. Nun ist freilich unser Wissen von der gesetzmäßigen Coexistenz der Qualitäten von der Qualität selbst verschieden, und setzt einen Denkkact voraus, — ebenso wie unser Wissen von dem Gesetze der Gravitation. Allein dieses Wissen ist keineswegs selbst ein Begriff. Es ist vielmehr — darüber kann meines Erachtens kein Zweifel obwalten — ein Relationsurtheil, ganz ebenso wie unser Wissen von der Gravitation. Um dies noch kurz schematisch zu verdeutlichen, nehmen wir an, an der Objecten-*class*e *O* coexistierten gesetzmäßig die Qualitäten  $\alpha, \beta, \gamma \dots$ . Dann bildet die Summe dieser Qualitäten:  $\alpha + \beta + \gamma \dots$  den wissenschaftlichen Begriff der *Class*e *O* und unser Wissen, dass  $\alpha, \beta, \gamma \dots$  coexistieren, drückt sich aus in einem Relationsurtheil, dessen Subjecte diese  $\alpha, \beta, \gamma$  sind, und dessen Prädicat eben die gesetzmäßige Coexistenz, also eine Relation, ist. Auf Grund dieser Erwägung glaube ich mich berechtigt, von den wissenschaftlichen Begriffen, welche Resultate von Urtheilen sind, an dieser Stelle abzusehen,

und mich auf die Data der Psychologie, d. h. auf die sogenannten allgemeinen Vorstellungen zu beschränken. Deren Entstehung unter dem Einflusse der Sprache wollen wir uns jetzt zuwenden, und zu diesem Behufe zu dem fingierten »einzelnen erkennenden Wesen«, dessen Psychologie wir im I. Abschnitte behandelt haben, zurückkehren.

3. Wir sahen, dass ein solcher Einzelner seinen gesammten Wahrnehmungsinhalt in den Formen der Anschauung und Erinnerung, also der Vorstellung, beherrschen würde. Wir wollen nun zusehen, wie sich sein Geistesleben mit dem Auftreten der Sprache verändern muss. Da ist es zunächst unerlässlich, auch das Problem vom Ursprung der Sprache zu berühren. Allein es soll dies nicht im einzelnen, sondern nur unter zwei allgemeinen Gesichtspunkten geschehen. Erstlich wird heute wohl fast allgemein zugegeben, dass die Sprache ursprünglich eine spontane Reaction sei, und seitdem wir nicht an den »Namengeber« des Alterthums glauben, bleibt uns auch kaum eine andere Wahl. Und so sind denn auch hierüber fast alle Sprachforscher einig: ob sie die Sprache in unmerklichem Wachsthum aus thierischen Lauten hervorgehen lassen, oder mit der Mehrzahl die Onomatopoeie herbeiziehen, oder die Laute des Affectes zum Ausgangspunkte nehmen, oder Urworte annehmen, die bei gemeinsamen Thätigkeiten reflexartig hervorgestoßen wurden, oder endlich die betreffenden Bewegungen der Sprachorgane einfach als Begleiterscheinungen körperlicher Thätigkeiten ansehen, — immer bleibt die Sprache eine ursprünglich spontane, reflexartige Thätigkeit. Von diesem Principe wird sich uns alsbald eine wichtige Anwendung ergeben.

Zweitens aber darf man behaupten, dass die Sprache als solche in erster Linie eine Zeichengebung, also ein Verständigungsmittel ist. Dieser fast selbstverständlichen Ansicht gegenüber stehen die Behauptungen von Hobbes und Max Müller. Jener sagt<sup>1)</sup>: »*Nomen est vox humana, arbitrato hominis adhibita, ut sit nota, qua cogitationi praeteritae cogitatio similis in animo excitari possit, quaeque in oratione disposita et ad alios prolata signum iis sit, qualis cogitatio in ipso proferente praecessit vel non praecessit.*« Und zu dieser Stelle bemerkt Müller<sup>2)</sup>: »Dass Sprache zuerst für uns selbst und dann erst für Andere bedeutungsvoll ist, hatte . . .

<sup>1)</sup> Hobbes, Werke, II, 4.

<sup>2)</sup> Max Müller, a. a. O. pag. 36.

Hobbes klar begriffen.« Die »transparente Absurdität« dieser Behauptung<sup>1)</sup> ist in die Augen springend und auch von dem verdienstvollen Darsteller der Hobbes'schen Philosophie, Robertson<sup>2)</sup>, klar erkannt worden. Trotzdem ist es nicht ganz leicht, diese, wie alle ganz großen Absurditäten, mit Gründen zu widerlegen. Ich möchte mich hier nur auf die Bemerkung beschränken, dass doch als *notae* im Sinne von Hobbes Geberden ungleich dienlicher wären als Laute, da sie offenbar einem näherliegenden Reflex entspringen, und auch der Zusammenhang zwischen einer Thätigkeit und einer sie nachahmenden Geste viel leichter zu verstehen und zu behalten ist. Und in der That finden wir, dass jene eine Zeichengebung, die für den Sprechenden selbst erfolgt, das Zählen nämlich, durch Geberden mit den Fingern zu geschehen pflegt. Schon aus der Thatsache also, dass wir nicht eine Geberden-, sondern eine Lautsprache als fast ausschließliches Umgangs- und Verkehrsmittel aller Völker finden, dürfen wir folgern, dass die Sprache in erster Linie dem Zwecke der Verständigung und erst in zweiter Linie dem begrifflichen Denken dient, weshalb wir die Definition mit Locke<sup>3)</sup> also geben können: »*Words stand as marks for the ideas within mans own mind, whereby they might be made known to others, and the thoughts of mens minds be conveyed from one to another.*«

4. Nachdem aber dieses letztere festgestellt ist, dürfen wir nicht mehr von einem einzelnen reden, sondern wir müssen zwei solcher Wesen nebeneinander denken, von denen der eine den anderen durch Worte über seine psychischen Vorgänge unterrichtet, und wir müssen, worauf ich großes Gewicht lege, die Vorgänge im Sprechenden von denen im Hörenden scharf unterscheiden. Aber ehe wir auf diese psychischen Vorgänge des Sprechens und Verstehens eingehen, müssen wir noch das Verhältnis der Worte zu den Objecten kurz ins Auge fassen.

Die Entstehung der Sprache, d. h. die Bildung fester Associationen von Worten und Vorstellungen, worunter ich wieder Wahrnehmungen und Erinnerungsbilder zusammenfasse. Diese geschieht aber nicht so, dass jede Vorstellung mit einem eigenen Namen, einem Eigennamen, verbunden würde; und auch nicht so, dass die gemeinsamen Theile ähnlicher Vorstellungen, die gemein-

<sup>1)</sup> Romanes, a. a. O. pag. 274.

<sup>2)</sup> Robertson, *Hobbes*, pag. 83.

<sup>3)</sup> Locke, III, 1, 2.

samen Merkmale, unter einem Worte zusammengefasst würden.<sup>1)</sup> Diese letztere Behauptung können wir aussprechen, ohne damit der Frage: Conceptualismus oder Nominalismus? zu präjudicieren. Versetzen wir uns nur einmal in die Lage eines Kindes, das sprechen lernt. Die gemeinsamen Merkmale aller Männer sind ihm etwa ein Bart oder eine Hose. Das Kind lernt aber nicht die Bärte oder Hosen als »Mann« zu bezeichnen, sondern alle mit Bärten oder Hosen begabten Menschen. So sagt Berkeley<sup>2)</sup>: »*But it seems, that a word becomes general by being made the sign . . . of several particular ideas, any one of which it indifferently suggests to the mind.*« Was hier von allgemeinen Worten gesagt wird, gilt von allen; denn in diesem Sinne sind alle Worte allgemein — mit Ausnahme der Eigennamen —, eben weil nicht einzelne Vorstellungen mit einzelnen Worten associiert sind.

Für diese Thatsache hat man verschiedene Erklärungen gegeben. Die einfachste gibt Locke<sup>3)</sup>: »*For the multiplication of words would have perplexed their use, had every particular thing need of a distinct name . . . Language had yet a farther improvement in the use of general terms, whereby one word was made to mark a multitude of particular existences.*« Diese Erklärung wird man gewiss, soweit sie reicht, annehmen können, allein sie reicht nicht gar weit. Sie zeigt wohl, dass jedes Wort eine allgemeine Bedeutung haben müsse, aber sie zeigt nicht, wie eine solche zustande komme.

Viel feiner ist folgender Gedanke, den Taine<sup>4)</sup> darlegt: Jeder Eindruck ruft in uns eine Tendenz zur Reaction hervor. Indem sich nun viele solche Eindrücke summieren, summieren sich auch die Reactionstendenzen, und die Resultierende dieser letzteren ist ursprünglich das allgemeine Wort. Jedes allgemeine Wort ist daher das Ergebnis eines »kleinen symbolischen Dramas und einer lebendigen Mimik«. Hierin liegt zweifelsohne ein Fortschritt. Aber es wird nicht klar, weshalb nicht jeder einzelne Eindruck eine Reaction im Wort hervorruft. Mit anderen Worten: Es fehlt die Verbindung zwischen dem Taine'schen Princip der Reaction und dem Lockeschen Princip der Einfachheit.

---

<sup>1)</sup> Vgl. J. St. Mill, *Examination of Sir W. Hamiltons philosophy*, pag. 379.

<sup>2)</sup> Berkeley, *Principles of human knowledge, Introduction sect. XI.*

<sup>3)</sup> Locke, a. a. O. III, 1, 3.

<sup>4)</sup> Taine, *De l'intelligence*. I, pag. 32 ff.

Ich möchte glauben, dass diese Verbindung in folgender Weise hergestellt werden könnte. Jeder Eindruck hat die Tendenz, in uns eine Reaction, d. h. eine Action hervorzurufen, und zwar ursprünglich eine reflectorische, also eine zweckdienliche Handlung. Allein die Zahl der möglichen Handlungen, Reactionen ist auf jeder Stufe der Organisation nothwendig eine beschränkte, weil eine durch die specifische Eignung des motorischen Systems bedingte. Die Eindrücke haben aber nach dem Schopenhauer'schen Satze von dem Primate des Willens, der sich wenigstens in entwickelungsgeschichtlicher Hinsicht als ein heuristisches Princip ersten Ranges bewährt, zunächst nur insofern ein Interesse für uns, als sie unsere Handlungen beeinflussen können. Wir haben deshalb ursprünglich keine Veranlassung, solche Eindrücke zu unterscheiden, auf welche wir in gleicher Weise reagieren müssten; und alle Veranlassung, solche Eindrücke zu unterscheiden, auf die wir verschieden reagieren können. Man kann das auch so ausdrücken, dass diese letzteren Unterscheidungen uns im Kampfe ums Dasein fördern können, was nicht ausschließt, dass auch eine größere Differenzierung unserer Reactions- und also mittelbar auch unserer Unterscheidungsfähigkeit uns in diesem Kampfe von Nutzen ist. Da sich aber nach demselben Principe unsere Gefühle nach der von ihnen auszulösenden Innervation richten werden, so kann man, glaube ich, definieren: Unterschieden wird auf jeder Stufe der Organisation das, was in uns verschiedene Gefühle erregt und verschiedene Reactionen auslöst. Dass der Begriff der Ähnlichkeit sich in dieser Weise erklären lässt, gedenke ich im V. Abschnitte auszuführen. Auf die Sprache angewendet, ergibt dieses Princip: Unter einem Worte wurden alle jene Einzelvorstellungen zusammengefasst, welche zur Zeit der Sprachentstehung gleiche Reactionen hervorzurufen geeignet waren. Dieser Grundsatz scheint mir die nothwendige Ergänzung zu dem Locke'schen Princip der Einfachheit: dieses macht begreiflich, dass ein Wort viele Vorstellungen unter sich begreift, jener aber erklärt, welche Vorstellungen dies waren. Und sobald sich zwischen diesen vielen Einzelvorstellungen und je einem Worte eine feste Association gebildet hat, können wir die Sprache als entstanden betrachten.

5. Ich habe eben bemerkt, dass zwischen den Vorgängen im Sprecher und denen im Hörer scharf unterschieden werden müsse. Diese Aufstellung bedarf keiner Rechtfertigung, denn sollten beiderlei

Vorgänge identisch sein, so würde sich dieses ja bei genauer Prüfung ergeben. Trotzdem führe ich gerne ein Wort Sigwarts<sup>1)</sup> an, der dies bestätigt, indem er sagt: »Der Satz . . . lässt sich . . . von zwei Seiten betrachten, die von Anfang an zu scheiden wichtig ist. . . . Die Functionen dessen, der gesprochene Worte versteht, sind . . . nicht dieselben wie die Functionen dessen, der spricht. . . .«  
Beginnen wir mit dem Hörer.

Ein vernommenes Wort wird in mir von allen jenen Einzelvorstellungen, mit denen es associiert ist, in jedem einzelnen Falle nur eine einzige hervorrufen: eine einzige, einzelne, an sich bestimmte. Wenn mir jemand erzählt, er sei beinahe von einem durchgegangenen Pferde überrannt worden, so stelle ich mir in dieser Situation ein bestimmtes, concretes Pferd vor: von bestimmter Größe, bestimmter Farbe, bestimmtem Aussehen. Was ist dies für ein Pferd? Ist es das Pferd des Erzählers? Das Pferd, das ihn überrannt hat? Das Pferd, an das er während der Erzählung denkt? Gewiss nicht. Denn er hat mir nichts Anderes mitgetheilt, als dass ihn »ein Pferd« überrannt hat. Vielleicht stelle ich mir einen Braunen vor, und er denkt an einen Schimmel. Denn das Wort kann nichts Anderes thun, als aus dem Vorrath von associierten Einzelvorstellungen eine bestimmte heraufzurufen. (Eine Veränderung der Erinnerungsbilder durch Phantasie oder schlechtes Gedächtnis, oder sagen wir lieber durch Phantasie und schlechtes Gedächtnis, wird damit nicht geleugnet.) Es ist dieses mein Pferd offenbar ein reproducirtes Pferd, also eines, das ich irgendwo gesehen. Welches? Das wird sich oft schwer feststellen lassen. Der Eine mag in solchem Falle an das erste Pferd denken, das er als Kind mit hellem Bewusstsein gesehen hat. Ein Anderer an das letzte Pferd, das er gestern sah. Ein Dritter an ein ihm besonders gewohntes, z. B. sein eigenes Pferd. In dem dargelegten concreten Falle werde ich aber wahrscheinlich an ein Pferd denken, das ich selbst einmal durchgehen sah, also an jenes, dessen Bild durch die begleitenden Umstände wachgerufen wird. Kann da der Sprecher wissen, welches Pferd ich mir vorstelle? Nein! Erfüllt die Erzählung ihren Zweck, obwohl Sprecher und Hörer ganz verschiedene Pferde vorstellen? Gewiss, denn was zum Erfassen der Sachlage dienlich ist, mag er mit besonderen Worten mittheilen. Das Wesentliche aber ist, dass meine Vorstellung eine lebhaft und anschauliche ist; und diesem wesentlichen Erfordernis

---

<sup>1)</sup> Sigwart, Logik. I, pag. 29.



wird entsprochen, so viele unwesentliche Verschiedenheiten zwischen beiden Vorstellungen obwalten mögen, und es kann ihm nur entsprochen werden, wenn meine Vorstellung eine deutliche ist; das ist sie aber nur dann, wenn sie eine wirkliche, vollständige Wahrnehmung reproduciert. Mit sehr vielen unwichtigen Merkmalen, die mir etwa erzählt werden könnten, wäre mir nicht gedient; denn jede concrete Wahrnehmung enthält unendlich viele Details, und würden diese nicht von meiner Erinnerung ergänzt, so könnte mir auch die minutiöseste Schilderung kein leibhaftiges Pferd, sondern höchstens einen Haufen todter Pferdemerkmale liefern.

Dieser Thatbestand ist noch einer ganz besonders drastischen Erläuterung fähig. Es gibt nämlich Fälle, wo die durch ein Wort wachgerufene Vorstellung in eine Hallucination übergeht, insbesondere bei der Suggestion von Somnambulen. (Unter Somnambulen verstehe ich im Sinne des französischen *Terminus technicus* jene pathologischen Individuen, die der Suggestion besonders zugänglich sind.) Darüber erzählt z. B. Binet<sup>1)</sup>: »*Lorsque le sujet est convenablement préparé . . . il suffit de lui dire avec autorité: voila un serpent, pour qu'il voit le serpent ramper devant lui.*« Ich habe diese Worte angeführt, weil sie für meine These unbewusst zeugen. Man sagt dem Kranken: eine Schlange, und er sieht vor sich — die Schlange. Eine bestimmte lebendige, complete, mit allen Merkmalen ausgerüstete Schlange, vor der er schreiend davonläuft. Woher kommt sie? Aus dem Vorrath der aufgespeicherten Einzelbilder. Es bleibt also dabei: ein verstandenes Wort erweckt im Hörer eine bestimmte Vorstellung.<sup>2)</sup>

Endlich will ich noch ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung geben. Die genaue Vorstellung, die ich mit dem Worte »Clavier« verbinde, hat bei mir sehr gewechselt. Früher dachte ich wenn ich von einem Clavier hörte, an ein braunes, mittelgroßes; später an ein schwarzes. Der Grund lag einfach darin, dass wir früher ein braunes, später ein schwarzes besaßen.

6. Indem wir es vorläufig dahingestellt sein lassen, ob diese Vorgänge auch beim Hören und Verstehen abstracter Worte stattfinden, wenden wir uns den Vorgängen im Sprecher zu. Hier sind zweierlei Phänomene zu unterscheiden.

Das eine entspricht der Einzelvorstellung des Hörers. Ich meine die concrete Einzelvorstellung, die ihn zum Aussprechen

<sup>1)</sup> A. a. O. pag. 33.

<sup>2)</sup> Vgl. Wundt, a. a. O. pag. 40.

des Wortes veranlasst. Diese kann wiederum von doppelter Art sein: eine Wahrnehmung oder ein Erinnerungsbild. Im letzteren Falle liegt die Sache ganz klar. Die betreffende Einzelvorstellung ist bereits mit dem Worte associiert. Ihr Auftreten ruft daher das Aussprechen des Wortes in einfacher Weise hervor. Etwas complicierter ist der Fall der äußeren Wahrnehmung. Denn wenn ich ein mir unbekanntes Pferd sehe, so könnte jemand fragen, wieso diese ins Bewusstsein neu eintretende Vorstellung mit dem Worte »Pferd« in associative Verbindung trete? Wir haben keine Veranlassung, auf diesen Vorgang hier ausführlich einzugehen. (Das Genauere siehe im 4. Abschnitte.) Es genüge deshalb zu sagen, dass, was hier vor sich geht, mit Binet zu sprechen, eine »*opération à trois termes*« ist, die man — nicht ganz exact, aber für unsere Zwecke genügend — also schematisieren kann: das neue Pferd erinnert durch irgend eine Ähnlichkeit an ein altes Pferd, und dieses durch Berührung an das Wort »Pferd«. Insoweit also besteht ein genauer Parallelismus. Eine bestimmte Einzelvorstellung veranlasst den Sprecher, ein allgemeines Wort auszusprechen, und dieses erweckt im Hörer eine — freilich verschiedene — bestimmte Einzelvorstellung.

Nun findet aber daneben noch ein zweites statt: wenn ich ein Wort ausspreche, so finden in mir gleichzeitig folgende psychische Prozesse statt: 1. die Vorstellung, die das Aussprechen veranlasste, besteht, wenn auch verblappend, fort; 2. an sie knüpfen sich meistens irgendwelche Gefühle; 3. ich habe die Innervationsempfindung, die dem Aussprechen des Wortes entspricht; 4. ich höre den lautlichen Klang des betreffenden Wortes; 5. möglicherweise können auch die Schriftzeichen, die dem Worte entsprechen, vor mir auftauchen. Von diesen 5 Elementen sind die letzten 3 immer constant und für ein bestimmtes Wort dieselben.

Aber auch die Vorstellungsreste weisen gewisse constante Bestandtheile auf: es sind eben jene gemeinsamen Merkmale, die bewirken, dass die einzelne Vorstellung unter dem allgemeinen Worte begriffen wird. Nicht als ob diese gemeinsamen Merkmale für sich vorgestellt werden könnten. Schon Locke sagt bekanntlich <sup>1)</sup> . . . »*does it not require some pains and skill(!) to form the general idea of a triangle . . . for it must be neither equilateral, equicrural, nor scalenon, but all and none of these at once. In fact, it is*

<sup>1)</sup> Locke, a. a. O. II, 7, 9.

*something imperfect, that cannot exist . . . an idea wherein some parts of several different and inconsistent ideas are put together.*« Und Berkeley führt eine solche Idee *ad absurdum*, wenn er sagt<sup>1)</sup> . . . *it will not follow they suggest to my thoughts an idea of motion without a body moved or any determinate direction and velocity; or that I must conceive an abstract general idea of extension, which is neither line, surface, nor solid, neither great nor small, black, white nor red, nor of any other determinate colour.*« Allein trotzdem werden sich die constanten Merkmale mit der Zeit summieren und verstärken, die wechselnden immer mehr schwächen, so daß sich mit der Zeit, wo dies möglich ist, ein Durchschnittsbild ergeben wird, in dem die constanten Merkmale stärker, die wechselnden schwächer hervortreten werden. Alle diese 5 Elemente aber, Vorstellungsreste, Gefühle, Innervationsempfindungen, Wortklang und Schriftzeichen werden mit der Zeit eine mehr oder minder feste Berührungsassociation eingehen, und zu einem derartigen psychologischen Gebilde werden, das Wundt eine Complication nennen würde. Wir wollen es weiterhin als das anschauliche Begriffscorrelat bezeichnen.

Wir haben dieses Gebilde nicht entdeckt. Schon Wundt behandelt es in folgenden Worten<sup>2)</sup>: »Indem unter unseren objectiven Vorstellungen die des Gesichts die herrschende Rolle spielen (dies gilt wohl nicht von allen Menschen, sondern nur von den »*visuels*« der französischen Schule)<sup>3)</sup>, unter den subjectiven Bestandtheilen jeder Complication aber der Sprachlaut . . . , sind die Vorstellungen der sprechenden Menschen fast durchwegs Complicationen von Gesichts- und Gehörsvorstellungen. In nicht seltenen Fällen tritt ferner in jenen herrschenden Complicationen an die Stelle der ursprünglichen Gesichtsvorstellungen das die Sprachlaute in Gesichtsvorstellungen umsetzende Schriftzeichen. Dadurch werden dann auch solche psychische Gebilde, denen eine concrete sinnliche Vorstellung eigentlich nicht entspricht, wie die abstracten Begriffe, befähigt, in den Formen jener herrschenden Complicationen von Bild und Laut zu erscheinen.«

Wundt misst übrigens, wie wir sehen werden, diesen Complicationen meines Erachtens eine zu große Bedeutung bei, wenn er sie als Elemente des wirklichen Denkens auffasst. Mir sind sie wenig anderes als associative Nebenproducte des lauten oder stillen

---

<sup>1)</sup> Berkeley, a. a. O. Introd. XI.

<sup>2)</sup> Wundt, Logik, I, pag. 18.

<sup>3)</sup> Binet, a. a. O. pag. 29 ff.

Sprechens. Indem ich mich deshalb dagegen verwahre, als würde ich seine diesbezüglichen Ansichten theilen, acceptiere ich zur Erläuterung eine von ihm eingeführte Symbolik. Er bezeichnet<sup>1)</sup> die einzelnen Vorstellungen mit  $A_1 A_2 A_3 \dots$  das herrschende, ihnen gemeinsame Merkmal mit  $h$ , den Sprachlaut mit  $l$ , das Schriftzeichen mit  $s$  und zeigt, wie diese Complicationen sich allmählich nach dem Schema entwickeln:  $A_1 A_2 A_3 \dots hA, hA, lAh, ls A, ls \dots$

Aber diese Begriffscorrelate wurden schon viel früher bemerkt. Sehr schön spricht von ihnen Descartes, in der 6. Meditation. Er sagt dort: *«Et quoique, suivant la coutume que j'ai de me servir toujours de mon imagination lorsque je pense aux choses corporelles, il arrive qu'en concevant un chiliogone je me représente confusément quelque figure, toutefois il est très-évident que cette figure n'est point un chiliogone, puisqu'elle ne diffère nullement de celle que je me représenterais, si je pensais à un myriogone ou à quelque autre figure de beaucoup de côtés, et qu'elle ne sert en aucune façon à découvrir les propriétés qui font la différence du chiliogone d'avec les autres polygones.»* Ähnlich sagt Taine<sup>2)</sup>: »Wenn ich das Wort Polygon höre (ich würde sagen: ausspreche; auf diese Differenz werde ich zurückkommen), zeichne ich mir sehr unbestimmte Linien, die sich schneiden und einen Raum zu umschreiben streben, ohne dass ich noch wüsste, ob die Figur einseitig oder fünfeckig werden wird. Aber dieses unbestimmte Bild ist nicht . . . das abstracte Polygon: die Weichheit seiner Umrisse hindert es nicht, eigene Umrisse zu haben; es ist wechselnd und dunkel, und die Sache (das abstracte Polygon) . . . ist weder wechselnd noch dunkel . . . man kann in vielen Fällen seine Definition geben.«

Ich möchte hier noch einige Beispiele geben, die ich der Selbstbeobachtung entnehme. Das Begriffscorrelat, das ich beim Aussprechen des Wortes »Lampe« in meinem Bewusstsein vorfinde, lässt sich etwa wie folgt beschreiben: es ist eine helle weiße Lampenkugel, mit den Buchstaben LAMPE in dicken schwarzen Lettern auf dem hellen Hintergrunde gemalt, dazu das Lautbild. Noch viel complicierter ist die Sache z. B. bei den einzelnen Namen der Wochentage. Ich greife den Dienstag heraus: etwas wie ein viereckiger, an den Seiten concav geschweiffter, metallglänzender Schild steht vor mir, überspannt von einem Netze blauer Schnüre.

<sup>1)</sup> Wundt, a. a. O. pag. 46 ff.

<sup>2)</sup> Taine, a. a. O. I, pag. 27.

Darüber das geschriebene Wort. Ich erinnere mich übrigens, dass diese Bilder in meiner Kinderzeit viel lebhafter und deutlicher waren. Ich glaube noch zu wissen, dass dieser Schild von einem zu Pferde sitzenden Ritter in voller Rüstung übrig geblieben ist, und die Schnüre deute ich auf ein Gitterbett, in dem ich in meinen ersten Jahren schlief. Ich kann mich erinnern, seinerzeit bemerkt und erzählt zu haben, dass ich das Bild eines braunrothen Handschuhes auf einer Aushängetafel mit dem Mittwoch verband. Der Handschuh ist vollständig geschwunden, das Braunroth ist geblieben. Überhaupt scheinen mir die farbigen Flächen am hartnäckigsten zu persistieren. So ist die Zahl 7 noch heute mit einem intensiven Himmelblau associiert; ich glaube mich darauf zu besinnen, dass es ursprünglich eine Illustration zu dem Märchen »Die 7 Raben« war, wo diese Vögel sich von einem tiefblauen Himmel abhoben. Ich sehe übrigens von weiterer Häufung der Beispiele ab. Nur will ich noch bemerken, dass die Verschwommenheit und Undefinierbarkeit der Bilder eine so große ist, dass ich sie nur mit unserer Erinnerung an Träume vergleichen kann, wo man dann nicht weiß, sollte dieses Bild eine Bibliothek darstellen oder eine Stadt? eine Stiege oder eine Kirche? Doch, wie gesagt, ich kehre zur Theorie zurück.

Da erhebt sich denn zunächst die Frage, ob diese Begriffscorrelate sich wirklich nur im Sprecher bilden. Ich kann hier nichts thun, als auf meine eigene Erfahrung, eine wiederholte und peinliche Selbstbeobachtung mich berufen. Nur darf man sich nicht durch eine naheliegende Störung täuschen lassen. Wenn man das Wort selbst ausspricht, so ist man ebensogut Sprecher wie Hörer. Aber auch, wenn man von anderen eigens zu diesem Zwecke einzelne, abgerissene Worte aussprechen liesse, so läge kein *experimentum crucis* vor. Man spricht dann einfach leise mit; und überdies ist es von vorneherein ausgeschlossen, dass man ein solches, künstlich aus dem Zusammenhang gerissenes Wort verstehen, d. h. die entsprechende Einzelvorstellung bilden könnte. Aber im wirklichen Gespräche habe ich als Hörer solche, an einzelnen Worten haftende Begriffscorrelate nicht constatieren können.

Und auch eine doppelte Erklärung scheint mir nicht fernzuliegen. Dem Hörer fehlen die Innervationsgefühle, welche erst die Association zu einer wirklich innigen und gleichzeitigen machen. Während ich noch vorstelle, innerviere ich schon. Aber beim Hören ist meine Aufmerksamkeit auf Laut und Vorstellung nacheinander gerichtet. Zum Entstehen einer »Complication« aber ist ein Neben-

einander der Elemente erforderlich. Zweitens aber: das Hören und Verstehen erfordert eine gewisse Anstrengung, eine geistige Thätigkeit, und diese allein dürfte hinreichen, um etwaige, sich vordrängende inhaltsarme Associationen zurückzuweisen.

7. Es könnte aber die Frage aufgeworfen werden, ob nicht solche unbestimmte Vorstellungsreste sich auch bilden können, ohne dass überhaupt gesprochen würde. Und dieses ist, was wenigstens die optische Seite des Phänomens angeht, zu bejahen. Ich erinnere an die citierte Stelle von Descartes, verweise auch auf eine ausführliche Darlegung bei Taine<sup>1)</sup> und endlich auch zurück auf das im I. Abschnitte über Huxleys Vergleich mit den Galton'schen Typen-Photographien Bemerkte. Hiemit nähern wir uns der berückichtigten Frage: Conceptualismus oder Nominalismus? Und auf den ersten Blick sieht es aus, als ob die beigebrachten Thatsachen und Zeugnisse den Conceptualismus zu stützen geeignet wären. Dessen Hauptlehre gibt Locke folgendermaßen<sup>2)</sup>: »*Words become general by being made the signs of general ideas; and ideas become general by separating from them the circumstances of time, and place, and any other ideas, that may determine them to this or that particular existence... Wherein they make nothing new, but only leave out of the complex idea they had of Peter or James... that which is particular to each, and retain only, what is common to them all.*« Und wenn es nun wirklich möglich wäre, im Sinne jener Photographien typische Vorstellungen herzustellen, in denen die gemeinsamen Züge aller Individuen hervortreten, die abweichenden aber bis zur Unkenntlichkeit verblasst sind, dann läge es wohl nahe zu sagen: »Eben mit diesen allgemeinen Vorstellungen sind die abstracten Worte associiert. Im Geiste des Sprechers lösen sie die Worte aus, um im Geiste des Hörers wieder von ihnen ausgelöst zu werden.« Allein diese Annahme scheidet an einer doppelten Unmöglichkeit.

Erstlich sind diese Vorstellungsreste viel zu unbestimmt und enthalten auch viel zu viel Einzelnes, um im Abstracten alle Individuen vertreten zu können. Man stelle sich nur das dürftige Gebilde vor, welcher der »Baum« an sich repräsentiert: ein Stamm mit Rinde und ein paar Verzweigungen mit Astansätzen, in grüne Farbe auslaufend: das ist alles; Nadeln oder Blätter dürfen nicht daran sein, und dieser dürftige Rest, auch er enthält zu wenig und

<sup>1)</sup> Taine, a. a. O. II, pag. 241 ff.

<sup>2)</sup> Locke, a. a. O. III, 3, 6—7.

auch zu viel, weil er doch schon eine gewisse Größe etc. voraussetzt. Unmöglich könnten an ihm die allgemeinen Eigenschaften aller Bäume aufgezeigt werden.

Zweitens aber: in sehr vielen Fällen kann auch dieser dürftige Durchschnitt nicht zustande kommen. Ueberall nämlich, wo das Gemeinsame nicht in einer sinnlich wahrnehmbaren Qualität, sondern in einer gleichen Relation besteht. Niemand kann sich »ein Paar« an sich vorstellen. Denkt er auch nur an zwei unbestimmte Farbenkleckse, so ist dies eine reine Einzelvorstellung, und nur an dieser, sowie an allen anderen Einzelvorstellungen desselben Begriffes findet sich die gemeinsame Relation. Da wir aber von einem Paar ebenso bestimmt und deutlich reden können wie von einem Baum, so folgt schon hieraus, dass es nicht eine solche vage und allgemeine Vorstellung sein kann, mit der das abstracte Wort associativ verbunden ist. Was aber ist es?

Der Nominalismus ertheilt die richtige Antwort. Auch abstracte Worte, so lehrt er, sind mit den einzelnen Individualvorstellungen der Gattung verknüpft. »*Universal*,« sagt Hobbes<sup>1)</sup>, »*is not the name of anything actually existing, as if besides all single men there existed man in general . . . , nor is it the name of any idea or fantasm formed in the mind, but it is always the name only of some word or name. What corresponds to the general name in the world of reality is the multitude of similar individual things, of each of which it is the name.*« Also auch bei abstracten Worten steht es so, dass die Vorstellungen des Sprechers sowohl, als auch des Hörers Einzelvorstellungen sind. Das allgemeine Wort ist lediglich ein Vehikel, das die Einzelvorstellung des Sprechers auf den Hörer überträgt, und auch das wurde schon gezeigt, dass diese beiden Einzelvorstellungen nicht gleich zu sein brauchen. So sagt Hume<sup>2)</sup>: »*The image of the mind is only that of a particular object, tho' the application of it in our reasoning be the same as if it were universal. . . . The hearing of that name revives the idea of one of these objects, and makes the imagination conceive it with all its particular circumstances and proportions . . . the word not being able to revive the idea of all those individuals.*«

8. Hobbes aber fährt an der angeführten Stelle fort: »*What answers to it (the general name) in the mind is the image or fan-*

<sup>1)</sup> Hobbes bei Robertson, a. a. O. pag. 84.

<sup>2)</sup> Hume, *Human nature*. I, part 1, sect. VIII.

*tasm of some one of the resembling things so designated; but it may be any one; as when a painter in drawing the portrait of a man in general, though he may choose what man he pleases, must needs choose some one of those that are, have been, or may be, none of whom are universal.*«

In demselben Sinne hatte schon Aristoteles gesagt<sup>1)</sup>: »Συμβαίνει γὰρ τὸ αὐτὸ πάθος ἐν τῷ νοεῖν ὅπερ καὶ ἐν τῷ διαγράφειν. ἐκεῖ τε γὰρ οὐδὲν προσχρόμενοι τῷ τὸ πᾶσιν ὄρισμένου εἶναι τὸ τριγώνου, ὅμως γράφομεν ὄρισμένον κατὰ τὸ πᾶσιν, νοεῖ δ' οὐχ ἢ πᾶσιν.« Und fast dasselbe Beispiel führt Berkeley<sup>2)</sup> an: »*To make this plain by an example, suppose a geometrician is demonstrating the method of cutting a line into two equal parts. He draws for instance a black line of an inch length, this, which in itself is a particular line, is nevertheless with regard to its signification general, since, as it is there used, it represents all particular lines whatsoever . . .*«

Im einzelnen muss noch Folgendes bemerkt werden: wir haben gesehen, dass in der angegebenen Weise eine Einzelvorstellung das abstracte Wort vertreten kann. Es wird aber der Mensch bei längerer, andauernder Beschäftigung mit einem Begriffe fast sicherlich die Gewohnheit annehmen, diesen Begriff durch eine bestimmte, wenn auch beliebige Einzelvorstellung repräsentiert sein zu lassen. Insbesondere werden in solcher Weise compliciertere Abstractionen ihre ständigen anschaulichen Repräsentanten besitzen. Beim Rechnen z. B. werden gewisse räumliche Bilder den Zahlenbegriff vertreten.

Insbesondere gilt das Gesagte von wissenschaftlichen Begriffen. Deren Entstehung haben wir so zu denken, dass das einzelne Wort, welches ursprünglich nur alle Individuen einer Classe bezeichnet, dann im Verlaufe der Entwicklung dazu verwendet wird, als Bezeichnung für alle diesen Individuen gemeinsamen Merkmale zu dienen, und so, als wissenschaftlicher Begriff, schließlich nicht mehr Dinge, sondern Qualitätscomplexe zu vertreten. Oder um die Terminologie J. St. Mills zu gebrauchen: die ursprüngliche Denotation von Individuen einer Classe geht später in die Connotation von gemeinsamen Eigenschaften dieser Classe über. Aus dem Gesagten ist aber auch klar, dass solche wissen-

<sup>1)</sup> Aristoteles, *Περὶ μνήμης καὶ ἀναμνήσεως*, c. I, pag. 449 b, 31 ff.

<sup>2)</sup> Berkeley, a. a. O., sect. XII.



schaftliche Begriffe ideale Gegenstände des Denkens sind, an sich aber der Anschaulichkeit entbehren.

Dennoch wird sich das Bedürfnis nach einer anschaulichen Repräsentanz geltend machen. Und da wird sich ein ähnlicher Vorgang abspielen, wie er sich bei Entstehung der Substantiva abgespielt hat. Wie nämlich »Mensch« ursprünglich der »Denkende«, »Wolf« der »Zerfleischende« heißt<sup>1)</sup>, so wird auch hier irgend ein »herrschendes Element« des betreffenden Qualitätencomplexes herausgegriffen und durch entsprechende Ergänzungen veranschaulicht werden. Auch soll die Möglichkeit nicht gelegnet werden, dass, wo dies der Natur der Dinge nach möglich ist, mehrere solche herrschende Elemente in eine Anschauung vereinigt werden können und so ein anschauliches Gebilde unter Umständen sich ergeben kann, das mit der allgemeinen Vorstellung der Conceptualisten einige Ähnlichkeit besitzt. So mögen etwa gewisse Theile des Skelettes und gewisse Arten der Behaarung, mit den nothwendigen Ergänzungen, dem Zoologen den Begriff einer Thierspecies veranschaulichen. Nun aber entsteht die Frage, wieso man auf Grund einer Einzelvorstellung denken kann, ohne durch jene Einzelheiten, die gerade dieser Einzelvorstellung eigenthümlich sind, beirrt zu werden? Hiefür scheint es zunächst einer Erklärung zu bedürfen.

Schon Aristoteles hatte gesagt, der Geometer zeichne zwar sein Diagramm in einer bestimmten Größe, denke es aber ohne Rücksicht auf diese Größe — *νοεῖ δὲ οὐχ ἧ ποσόν*. Ebenso sagt Hume<sup>2)</sup>: »*All abstract ideas are really nothing but particular ones, considered in a certain light.*« Und das ist von Neueren, z. B. von Meinong, als eine Concentration der Aufmerksamkeit auf die gemeinsamen Merkmale bezeichnet worden. Ich glaube nicht, dass diese Erklärung sehr tauglich ist, ihre Aufgabe zu erfüllen. Denn um, während ich das Einzelding im Geiste betrachte, meine Aufmerksamkeit auf die Gattungsmerkmale zu concentrieren, müsste ich sie ja schon kennen, und wäre das der Fall, dann brauchte ich wirklich keine Einzelvorstellung, sondern es würde genügen, wenn der Name der Gattung mit einem gewissen Complex von Merkmalen associirt wäre, was wir eben als unrichtig erkannt haben, da die Worte nicht Complexe von Merkmalen bezeichnen, sondern alle jene Individuen, die diese Merkmale an sich tragen.

<sup>1)</sup> Max Müller, a. a. O. pag. 417 ff.; Wundt, pag. 46 ff.

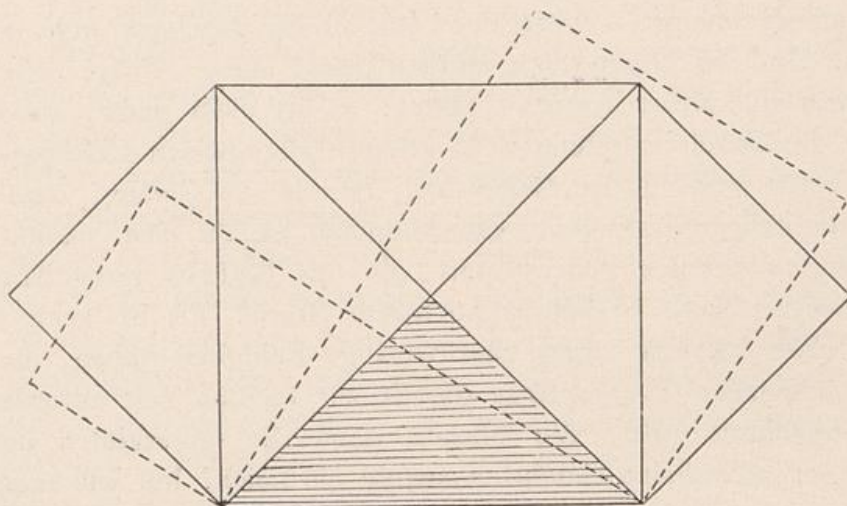
<sup>2)</sup> Hume, a. a. O. I, p. 2, sect. III.

Die zweite Erklärung geht eben davon aus, dass, wie Berkeley sagte, der Name es sei, der »denotes the various particular lines indifferently to the mind«. Und Hume selbst versteigt sich sogar zu folgenden Sätzen<sup>1)</sup>: »But the production of all the ideas, to which the name may be applied, is in most cases impossible; we abridge that work by a more partial consideration, and find but few inconveniences to arise in our reasoning from that abridgement. For this is one of the most extraordinary circumstances in the present affair, that after the mind has produced an individual idea, upon which we reason, the attendant custom, revived by a general or abstract term, readily suggests any other individual, if, by chance, we form any reasoning, that agrees not with it.« Nun will ich nicht leugnen, dass dieser ausserordentliche Umstand ein hochehrfreulicher — wäre, nur kann ich ihn durchaus nicht gelten lassen. Und so komme ich endlich dazu, unsere Frage selbst zu beantworten. Meine Antwort lautet: es ist nicht wahr, dass wir durch die Einzelvorstellungen in unseren allgemeinen Überlegungen nicht beirrt werden. Im Gegentheil, gerade die Gefahr, dass wir, was nur einigen Individuen eigenthümlich ist, für eine Qualität der Gattung zu nehmen geneigt sind, also die Gefahr vorschneller Generalisation, besteht in höchstem Grade. Es ist auch nicht wahr, dass wir eine eigene merkwürdige Fähigkeit haben, die uns alle *instantias a contrario* gerade zur rechten Zeit automatisch ins Gedächtnis ruft. Wo blieben dann die ungezählten unvollständigen Inductionen Gelehrter sowohl als Laien? Ich will zunächst ein Beispiel geben, das mir in hohem Maße lehrreich erscheint. Schopenhauer<sup>2)</sup> sagt: »Ich kann mich nicht entbrechen, nochmals die . . . Figur herzusetzen, deren bloßer Anblick ohne alles Gerede von der Wahrheit des Pythagoreischen Lehrsatzes 20mal mehr Überzeugung gibt, als der euklidische Mausefallenbeweis.« Diese Figur folgt umstehend. Und Schopenhauer übersah dabei, dass diese Figur nur für ein gleichschenkeliges rechtwinkeliges Dreieck giltig ist. Hätte er die Katheten ungleich genommen, so wäre die von mir punktierte Figur entstanden, die für das Verständnis des Pythagoreischen Lehrsatzes so gut wie nichts leistet. Warum also regte sich in ihm nicht jene wunderbare Fähigkeit? Warum führte ihm die »begleitende Gewohnheit« nicht jenen

<sup>1)</sup> Hume, a. a. O. p. 1, sect. VII.

<sup>2)</sup> Schopenhauer, Über die vierfache Wurzel etc., pag. 139.

punktierter Fall zu? Einfach, weil es dergleichen gar nicht gibt. Vielmehr, wer sich der Allgemeinheit solcher, von einem Einzelfall abgezogener Regeln versichern will, muss mit Sorgfalt und Mühe alle möglichen Einzelumstände abändern und sehen, ob nicht eine dieser Abänderungen die Bedingungen seines Beweises zunichte macht. Und dies ist eine so allgemeine Erfahrungsthatſache, dass ich gar keine allgemeinere zu nennen wüsste. Zur Aufstellung allgemeiner Sätze ist Sorgfalt und Ausdauer nothwendig. Dies sind jene »Unbequemlichkeiten« des »abgekürzten Verfahrens«, die Hume leugnete, womit nicht gesagt ist, dass dieses Verfahren einem anderen sichereren weichen könnte. Hume selbst aber war eben ein gewiegter Denker, und als solchem war ihm die Gewohnheit, die möglichen



*instantias a contrario* zu bilden, so sehr zur zweiten Natur geworden, dass er diesen nur mühsam angewöhnten Process für einen natürlichen und automatischen nahm.

9. Wir haben nun die Entwicklung des Begriffes verfolgt bis zu jener Stufe, wo er, der ursprünglich ein Erzeugnis der Sprache, der Mittheilung, also des geistigen Verkehrs Mehrerer ist, wieder zurückkehrt in den Einzelnen, aus dem er gekommen. Diese Fortbildung bleibt ihm noch übrig. Wir haben gesehen, wie es der Zwang der Mittheilung, der Verständigung war, der zunächst dazu führen musste, viele ähnliche Dinge unter einem Worte zusammenzufassen, einem Worte, das im Sprecher von einer bestimmten Einzelvorstellung ausgelöst wird, und im Hörer wiederum eine solche auslöst, wir haben gesehen, wie sich im Sprecher anschauliche Be-

griffscorrelate bilden, die leicht dazu verführen könnten, das Denken als ein Denken in allgemeinen Vorstellungen anzusehen, wie aber das wesentliche Element dieses Denkens eben doch die Einzelvorstellungen in beiden Mitunterrednern sind. Nun kommt aber zweifellos bald eine Epoche, wo das abstracte Denken nicht nur im dialogischen Verkehr, sondern auch im Hirn des Einzelnen vor sich zu gehen beginnt. Ich rede hier nicht von jenem anschaulichen Denken in concreten Einzelvorstellungen, das gewiss auf der frühesten Stufe möglich ist, sondern von dem Denken in Begriffen. Dass es ein solches Denken gibt, wird nicht zu bestreiten sein. Welcher Art aber ist es? Ein Denken in Einzelvorstellungen soll und kann es nach der Definition nicht sein. Ein Denken in anschaulichen Begriffscorrelaten kann es ebensowenig sein, da solche nur im Anschlusse an das Wort auftreten. Es bleibt also nur anzunehmen, dass es sich um ein Denken in Worten, in »allgemeinen Namen« handelt. So ist es auch von den Nominalisten stets gelehrt worden. Aber ehe ich auf dieses Gebiet eingehe, muss ich vorweg bemerken, dass ich zwar das Vorkommen eines solchen Denkens in allgemeinen Namen zugebe, dessen Bedeutung jedoch wesentlich niedriger veranschlage, als das sonst zu geschehen pflegt. Hierüber soll der 5. Abschnitt eingehend handeln. In Hinblick auf diese künftige Erörterung will ich hier lediglich die psychologische Fundirung eines solchen Denkens geben, das z. B. J. St. Mill für das alleinige hält, wenn er sagt<sup>1)</sup>: »Wir denken in allgemeinen Namen, nicht in Begriffen.«

Das Wesen der Sache legt Berkeley<sup>2)</sup> dar: »*And a little attention will discover, that it is not necessary (even in our strictest reasonings), significant names should, everytime they are used, excite in the understanding the ideas, they are made to stand for: in reading and discoursing names being, for the most part, used as letters in algebra, in which, though a particular quantity be marked by each letter, yet to proceed right it is not requisite, that in every step each letter suggest to our thoughts that particular quantity it was appointed to stand for.*« Hieraus geht aber deutlich hervor, wie unvollständig jene nominalistischen Definitionen sind, wie z. B. Taine eine gibt<sup>3)</sup>, wenn er sagt: »Diese Worte . . . haben eine doppelte Eigenschaft, in uns die Bilder von Individuen einer bestimmten Classe und nur dieser Classe wachzurufen, und anderseits die Eigenschaft,

<sup>1)</sup> John St. Mill, a. a. O. pag. 389.

<sup>2)</sup> Berkeley, a. a. O. s. XIX in fin.

<sup>3)</sup> Taine, a. a. O. I, 35, II, 244.

allemaal erweckt zu werden, wenn ein Individuum dieser Classe, und nur dieser Classe, sich unserer Erinnerung oder Erfahrung darbietet.« Wäre dem so, dann wäre ein allgemeiner Name, der keinen Einzelvorstellungen entspricht, nichts als Schall und Rauch. In Wahrheit beruht die Brauchbarkeit allgemeiner Namen zum Behufe des begrifflichen Denkens gerade darauf, dass sie unter einander Associationen eingehen, welche denen der von ihnen repräsentierten Einzelvorstellungen entsprechen. Auf diese Weise wird, mit Berkeley zu sprechen <sup>1)</sup>, eine begriffliche Algebra geschaffen, ein System oder Netz von Vorstellungssymbolen, in das jeder bekannte Name sich einfügt, dessen Beziehungen zu anderen Begriffen dann mühelos und gleichsam mechanisch oder automatisch, bloß nach den fertigen Associationen, ohne auf die wahren Beziehungen der Einzelvorstellungen zu recurriren, festgestellt werden können. Hiezu vgl. Wundt <sup>2)</sup>: »Wer den Begriff »Hund« dem Begriffe »Thier« unterordnet, der denkt sich die Beziehungen der Gedanken überhaupt nicht mehr in anschaulicher Form, sondern die Worte sind ihm zu Vertretern zahlloser Gedankenverbindungen geworden, die alle zum Gebrauche des Bewusstseins bereit liegen, ohne dass nur eine einzige unmittelbar anschaulich würde (?).« Aber schon an dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, dass ebensowenig, wie eine algebraische Rechnung, z. B. eine Ansatzgleichung, über die Beziehungen der wirklichen Dinge etwas neues, d. h. etwas, das in der Ansetzung nicht vorausgesetzt war, ermitteln kann, ebenso auch dieses Denken in reinen Worten nicht einen neuen Gedanken über die wirklichen Dinge ergeben kann. Auch will ich vorgreifend andeuten, dass meines Erachtens bei diesem begrifflichen Denken auch die anschaulichen Correlate eine nicht unwichtige Rolle spielen: zur Vermittlung nämlich zwischen Worten und Einzelvorstellungen. Wenn ich z. B. »1793« denke, so denke ich keineswegs alle Ereignisse dieses Jahres mit; aber es haftet an dem Worte eine allgemeine Gefühls- und Stimmungsnuance, die sich ungefähr mit dem Begriffe »*terreur*« deckt, und die sehr geeignet ist, mir die einzelnen Ereignisse der Schreckenszeit in Erinnerung zu bringen, durch eine innigere Association, als sie das Lernen von Daten für bestimmte Ereignisse zuwege gebracht hätte.

Dass das Denken, wenn es einmal auf dieser Entwicklungsstufe angelangt ist, leicht von dem Sprechen und Hören zwischen

<sup>1)</sup> Vgl. Schopenhauer, I, pag. 121.

<sup>2)</sup> Wundt, a. a. O. pag. 75.

Mehreren in das stille, lautlose Denken des Einsamen übergehen kann, leuchtet ohne Weiteres ein: es ist dann eben ein Denken in Wortvorstellungen, ob man nun diese in erster Linie als Gehörsvorstellungen oder Innervationsvorstellungen auffassen möge.

10. Ich fasse das in diesem Abschnitte Gewonnene kurz zusammen.

Wir sahen, wie das Wort um des Verständigungszwanges und der mangelnden Unterscheidungsgabe willen allgemein wird, d. h. ein Vehikel, das die anschauliche Einzelvorstellung des Sprechers zum Hörer hinüberträgt, ohne dass beide im Einzelnen einander entsprechen müssten; wie auch abstracten Worten ursprünglich anschauliche Einzelvorstellungen entsprachen; wie im Geiste des Sprechers anschauliche Begriffscorrelate entstanden; wie endlich auch ein unanschauliches Denken ermöglicht wurde. So haben wir erkannt, dass alle diese Formen des Denkens unmöglich wären ohne das Vorausgehen der Sprache.

Wir haben auch eine zwischen Conceptualismus und Nominalismus vermittelnde Anschauung gewonnen. Wir konnten das Vorkommen allgemeiner Vorstellungen nicht leugnen, sprachen ihm aber jede weittragende Bedeutung für das Denken ab, da wir ihre Bindung an Worte aufzeigten; anderseits mussten wir ein Denken in allgemeinen Worten constatiren, behaupteten aber vorgreifend, dass es nicht die wichtigste Form des Denkens sei.

Die Hauptfrage konnten wir aber hier noch nicht entscheiden, bloß formulieren. Sie lautet: Denken wir in anschaulichen Einzelvorstellungen oder in allgemeinen Worten? Ehe wir zu ihrer Beantwortung schreiten können, müssen wir aber erst die höheren Formen des Denkens, Urtheil und Schluss, betrachten.